

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 6

Artikel: Der Alte
Autor: Christaller, Helene
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664313>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

toffeln binden, sofern er die erstern nicht ausziehen will.

Alles im Innern des Domes ist von gediegener Pracht. Weiche Teppiche bedecken den Marmorboden, grün-golden leuchtet das Mosaik der Wände. In seiner Mitte, von einem Kreis seiner Marmorsäulen umgeben, ruht der Fels. Er hat sie alle kommen und gehen sehen, die Völker, hat sie alle überdauert. Wenn er reden könnte? Vielleicht würde er uns von dem Glanz der Zeiten Salomos erzählen, von den großen Opferfesten, die um ihn stattgefunden; oder aus späteren Tagen, da ein römischer Kaiser auf der Stätte des Jahwe-Kultes die Statue eines heidnischen Gottes errichtet. Vielleicht ist er stolz darauf, daß über ihm während langen Jahren das Christenkreuz gestanden. Die Alfsa-Moschee, die am Süden des Tempelplatzes liegt, ist in ihrer schönen, gotischen Bauart noch heute ein Zeuge jener Tage. Vielleicht auch würde er eine seiner ältesten Erinnerungen hervorholen und uns von Melchisedek erzählen, von Abraham, die auf ihm geopfert. — Sagenumspunnen liegt er da. Über dreißig Mal ist Jerusalem eingenommen worden, und jedesmal ging der Kampf um diese Stätte.

Nun steht der Halbmond über ihr, das Zeichen Mohammeds. Aber an stillen Abenden, wenn die letzten Sonnenstrahlen schräg über

den Platz streifen und der Muddin auf dem nahen Minarett die Gläubigen zum gemeinsamen Gebet ruft, dann überkommt auch den, der nicht zu ihrer Schar gehört, ein Gefühl der Andacht.

„Allah hu akbar“, Gott ist groß. — Dann mögen die Gedanken weiter schweifen, — hinaus über die Mauern des alten Tempelplatzes, hinauf zu den Höhen des Ölbergs, oder hinüber zu den Bergen Judäas, die sich in Gold und Purpur färben.

Wem ist es Heimat, dies schöne Land? Seit Jahrhunderten sind Nomaden still und einfach drin herum gezogen mit ihren Herden. Fellachen haben in weißen Dörfern ihr Dasein gefristet nach alter Väter Sitte, — anspruchslos — vom Boden nur das erheischend, was sie zu ihrem Unterhalt bedurften. Wohl ist auch da und dort europäische Kultur durchgesickert, aber der Araber hat sich wenig davon berühren lassen.

Nun aber ist es gekommen! Ein ander Volk ist neben ihn getreten und hat mit fleißiger Hand aus öden Strecken blühende Gärten geschaffen, hat alte Erinnerungen mit neuen Ideen verbunden, steht hier, Rechte heischend.

Der Kampf, der an der Klagemauer entbrannt ist, ist ein tiefer, weit greifender, — und wohin wird er führen?

Der Alte.

Von Helene Christaller.

Um den blauen südlichen See ragen felsige Berge. Wo ein wenig Erde ist, wurzeln Weinstöcke und Pflirsichbäume; weiter oben wachsen zwischen Steinen Edelfkastanienbäume, die um die Weihnachtszeit in der rostroten Kleiderpracht ihres welken Laubes stehen. Die Berge sind bis unter die Felsenhänge der Gipfel hinein übersät von kleinen Gehöften und primitiven grauen Steinställen, die aus dem Berg herauszuwachsen scheinen.

Einer dieser Steinställe gehörte einem Einsiedler. Ich glaube nicht, daß er als Eigentümer im Grundbuch der Gemeinde stand, die unten am See sich mit flachen grauen Steindächern und turmgeschmückten Villen in einer Bucht an die Berge schmiegte. Vor vielen Jahren hatte er in wilder verlassener Gegend den halb zerfallenen Stall gefunden und ihn sich zu einer menschlichen Wohnung hergerichtet.

Von außen sah er zwar immer noch wie ein

Stall aus. Er war roh und grau, hatte nur ein winziges Fenster, einen einzigen Raum, und die Türe ging ins Freie. Aber innen war der Boden mit roten Backsteinen gepflastert, ein verblischener Teppich darüber gebreitet, die Wände goldgelb getüncht, und ein Herd in der Ecke mit einer eisernen Kette und einem rußigen Kochtopf daran diente zugleich zur Heizung für die kältesten Tage. So war es ganz behaglich.

Der Einsiedler war auch kein richtiger frommer Einsiedler. Zwar hatte er einen langen weißen Bart, der bis zum Gürtel reichte, und seine Kleidung erinnerte etwas an eine härene Mönchskutte; aber sie war kürzer, und es kamen darunter ein paar profane Männerhosen zum Vorschein, die wohl von Alter glänzten, aber sonst nichts vom himmlischen Glanz der Heiligkeit an sich hatten.

Seinen Namen kannte niemand; man hieß



Großvater erzählt. Nach einem Gemälde von W. R. Leigh.

ihn unten im Dorf nur „der Alte“. Dort kam er jede Woche einmal hin, sich mit Lebensmitteln zu versehen, auf der Post sich eine Zeitung zu erstehen und nach Briefen zu fragen, die selten kamen. Dann stieg er mit seinem Bündel wieder auf Ziegenpfaden in die graue Hütte hinauf in seine Wildnis.

Der Alte lebte so schon viele Jahre. Er war eine ehrwürdige Erscheinung: groß und mager mit weißgelockten Haaren, die bis auf die Schultern fielen, und mit ein paar edelsteinblauen durchsichtigen Augen, unter einer hohen elfenbeinblaffen Stirne. Drunten in der Welt war er Bildhauer gewesen. Aber seine schöpferische Kraft hatte er früh verloren, das Weib war ihm gestorben, der Sohn im hohen Norden verschollen. Sein jung erworbener Ruhm ward ihm zur Bürde und zum Vorwurf, wenn der Ton unfruchtbar unter seinen Händen quoll oder Fertiges von ihm zer schlagen wurde, weil es ihm nicht genügte.

Da ging er schamboll aus der Welt, der er nichts mehr geben konnte, wanderte nach Süden der Sonne zu und blieb hier in den einsamen Bergen hangen; denn der blaue See hatte es ihm angetan, so wie ein junges Weib es einem Alternden antun kann, daß er nicht von ihm loskommt und Alter und Würde darüber vergift. Für ihn aber war diese Liebe wie eine letzte Gnade; sie gab seinem Leben Wärme und seinem Herzen Freude, und mit ihr schritt er still dem Tod entgegen, ohne Bitterkeit und Furcht.

Es war am Nachmittag vor dem Weihnachtsabend. Der Alte saß vor seiner weitgeöffneten Stalltür auf der Schwelle und ließ sich von der Sonne bescheinen, die warm und golden über den Felsen lag. Braune kleine Eidechsen huschten auf und ab, verschwanden in Ritzen und lugten neugierig unter den Wurzeln der alten Kastanien hervor. Ein paar übriggebliebene Sommerblumen blühten unentwegt in den Winter hinein: die goldenen Sönnchen der Arnika, kleine gelbe Ginsterblüten, purpurne Steinnelken, rosa Kleeblumen, lila Skabiosen und weiße Margaretenblumen. Sie wuchsen um die Hütte herum, und ein weißlich blühender Mispelbaum erfüllte die Luft mit seinem süßen Duft.

Der Alte saß still wie ein Stück des Felsgebirges in der Sonne, und seine klaren Augen träumten in die Weite. Er begann leise in der

Weise der Einsamen mit sich zu reden: „Heute ist Weihnachten. Ich möchte wohl noch einmal im Leben einen richtigen deutschen Weihnachtsbaum sehen. Dunkelgrün und mit weißen Lichtern daran. Das röche nach deutschem Wald, Kinderglück, Jugend. Daheim können Einsiedler sich einen stehlen. Hier sollte mir das schwer fallen.“

Er lächelte milde vor sich hin. „Alles können die Götter uns Sterblichen nicht gewähren; mir gaben sie den blauen See und die Sonne, mich im Alter zu trösten, und ein genügsames Herz, das die Einsamkeit liebt, in der es leben muß.“

Seine Blicke schweiften in die Runde. Der ganze lange See lag vor ihm, von dem Nordufer mit schneebedeckten Alpen bis zur südlichen Spitze, die in die Ebene verlief. Die Sonne war im Sinken, das Wasser ward wie ein schimmernder Opal, den der Silberreif der Berge einfaßte. Die grauen Felsenberge erblühten wie Rosen, der Schnee auf den zackigen Gipfeln glühte wie roter Kohlenbrand. Die Augen des Greises tranken tiefgefättigt die Schönheit der Natur ein, und ein linder Friede überschattete ihn.

Ein Schritt erklang und kam näher. Der Alte erwachte aus der Anbetung, in die sein Herz versunken war, und schaute auf. Wer kam zu ihm in die Berge? Der Postbote?

Ein schwarzer kleiner Kerl mit ausgedörrtem Gesicht erschien. Er war ein Invalide; aus der schmutzigen Uniform hing statt des Arms ein Eisenstab mit krallenartigem Hafen, an dem er ein Paket angehängt hatte; in der gesunden Hand hielt er den Stöß, mit dem er sich auf den schwindelnden Bergpfaden stützte.

Der Alte erhob sich und grüßte.

„Eine Expressendung,“ sagte mürrisch der Mann.

„Woher?“ fragte erstaunt der Einsiedler.

„Aus Deutschland. Es ist ein Tannenbaum drin, sagt der Zollausweis. Und ihr Deutschen könnt das Fest ja nicht ohne Baum feiern. Da bin ich noch herauf.“ Ein gutmütiger Schein flog über sein verbittertes Gesicht.

Dem Alten zitterten die Hände, als er das Paket von dem gräßlichen eisernen Hafen abhängte. „Kann ich Euch eine Erquickung vorsehen?“

„Nein“, sagte zögernd der Bote, „ich muß hinunter. Ich gehöre zu den Pfeifern. Wenn

es dunkelt, pfeifen wir zu Ehren des heiligen Kindleins."

Der Greis griff in die Tasche und sagte schamboll: „So nehmt dies.“ Er konnte keine Trinkgelder geben.

„Das ist zuviel,“ wehrte der Bote überrascht und bekam einen dunkelroten Kopf ob des fürstlichen Geschenks.

„Ihr stiegt auf den Berg, um mir eine Freude zu machen, nun mache ich mit dem Euch eine... Ich habe ja nichts anderes.“

„Für meine Kinder“, stammelte der Bote, „zum heiligen Weihnachtsfest.“ Der Alte nickte und hörte lächelnd dem eiligen verhallenden Schritt des Boten nach.

Dann packte er das Bäumlein aus, das mit weißen Lichtern geschmückt war. Kein Brief, kein Absender. Wie vom Himmel kam der Gruß aus ferner Heimat zu dem Verschollenen, Vergessenen.

Ihn fröstelte, es begann zu dunkeln. Er ging in den Stall, entzündete das Herdfeuer, daß der würzige Geruch des Kastanienholzes den Raum durchzog. Er schloß die Tür. Draußen blieben Wildnis, Berg und See, aber die Einsamkeit folgte ihm ins Stüblein und saß bei ihm am warmen Herd.

Das blaugrüne Edeltannenbäumchen stand in zierlichem grünbestrichenem Holzgärtlein auf dem rohen Tisch; die weißen Wachskerzen brannten in stiller Flamme und hellten den dunklen Raum. Verlorene Glockenklänge kamen vom See und riefen von den Bergen. Der Alte saß friedlich mit gefalteten Händen vor dem Lichterbaum, und seine Jugend und sein ganzes Leben zogen im Schein der Kerzen an ihm vor-

über. Lang Vergessenes aus fernen Tagen, Gutes und Böses tauchte auf und fragte: „Weißt du noch?“

„Ja, ich denke daran“, sprach der Greis, und von seinem Atem bewegten sich leise die Flammen. Da tönte es von ferne: ein Singen und Pfeifen, ein Flöten und Jubilieren.

„Sie singen dem Kindlein,“ murmelte der Einsame und lauschte:

„Laßt uns das Kindlein wiegen,
Das Herz zum Kripplein biegen,“

klang es durch die Nacht in einer hüpfenden freudigen Melodie. Er öffnete die Tür und trat in die Nacht; hinter ihm umstrahlte das Christbäumlein aus dem Stall ihn mit seinem Glanz. Das ganze Weltall war ein einziger Sternenhimmel. Das blauschwarze Firmament funkelte von den ewigen Lichtern, den See säumte eine Perlenkette von Glühwürmchen, in allen Bergen nisteten Lichtschwärme, und einsame Lampen wachten in der Finsternis des Gebirges.

Dazwischen immer wieder die jubelnden Flöten und Kinderstimmen:

„O Jesulein süß,
o Jesulein süß.“

In dieser Nacht ging der alte einsame Mann heim. Man fand ihn vor dem Bäumlein im Lehnstuhl sitzen mit gefalteten Händen, und sein Angesicht war so überirdisch schön, daß die Bauern, die ihn fanden, ehrfürchtig sagten: „Ob er nicht doch ein Heiliger war, der fremde Einsiedler in den Bergen?“

„Ja“, bekräftigte es der Postbote, „das war ein guter Mensch.“

Weihnachtsgeist.

Von Friedrich Raumann.

Die letzten Wochen vor Weihnachten sind voll von liebender Geschäftigkeit. Man möchte in alle die Häuser hineinblicken, in denen Mütter und Töchter, Väter und auch Söhne sich gegenseitig eine Freude bereiten wollen. Bis tief hinab in arme Verhältnisse dringt der Weihnachtsfeier. Lichter der Liebe werden angezündet, Herzen kommen sich näher. Vieles, was an Mißverständnissen und Entfremdung im Laufe des Jahres gewachsen ist, mindert sich in der Wärme dieser Wochen. Jesus Christus, der Friedebringer, wandelt unsichtbar durch die Familien der Christenheit und erinnert die Sei-

nigen an die Gemeinschaften der ersten Christen. Er fragt sie, ob sie noch ein Herz und eine Seele sind; und von hie und von da erhält er die Antwort: Wir möchten es sein!

Viel Opfer und Arbeit und dabei viel Freude! Wer kann sagen, wieviel jetzt mitten im Getriebe der Rüstungen auf Weihnachten in den christlichen Häusern gesungen wird! Die alten herrlichen Lieder von dem Empfang des Königs, von der Rose im Winter, von der holdseligen Jungfrau, von Krippe und Stall, von Engeln und Hirten, von Gnade und Sünde, von Nacht und Trost wachen auf. Die Kinder